Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 29

Artikel: Die Quelle des Glücks

Autor: Kunter, Erich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645014

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Quelle des Glücks.

Roman von Erich Kunter.

I.

Bernhard Brüggemann, Generaldirektor der Bad Klingenmoos A.-G., kam mit dem Zug 17.45 in Berlin an. So müde, kalt und schmutzig hatte der Oberschlesier die Reichshauptstadt noch nie gesehen. Ohne Glanz leuchteten die Lampen in und am Bahnhof; selbst die anmaßende Lichtreklame schien ihre Kraft, die häßliche Feuchtigkeit des Nebels zu durchbrechen, verloren zu haben. Die Menschen, das gewohnte, gleißende Licht vermissend, drängten sich verdrießlich in den grauen, regennassen Straßen.

Kalte, harte Gesichter waren das und knöcherne Gestalten, denen von stets lärmender Betriebsamkeit anscheinend das Leben ausgesogen worden war. Lange Reihen von Gespenstern bewegten sich da im unheimlichen Zusammenspiel, das gleichwohl beängstigend exakt und geordnet war. Brüggemann fragte sich verwundert, ob und warum er dies alles heute zum erstenmal sehe. War wirklich nur der unfreundliche Novembertag schuld, daß er dieses Bild des Mißbehagens so scharf und fast krankhaft überdeutlich in allen Nerven spürte; oder lag es doch wohl daran, daß er in düsterer Stimmung und sorgenbeladenen Herzens bereits hier ankam?!

Fröstelnd und mit einem Druck in der Herzgegend, der ihn in letzter Zeit so oft lästig befiel, stand er auf dem Bahnsteig. Hatte sich denn niemand eingefunden, ihn abzuholen? Er hatte doch rechtzeitig ein Telegramm geschickt!

Er gab einem Dienstmann die Koffer und schritt zur Sperre. Doch: da stand ja der alte Schlehauf selber. Das gutmütige, runde Gesicht lächelte ihm zu. Schneller und befreiter wurden Brüggemanns Schritte.

„Na, du läßt lange auf dich warten, alter Freund. Ich fürchtete schon, du habest uns angeführt mit deiner überraschenden Besuchsanmeldung. Nun ist's aber gut, daß du da bist!"

Der alte Schlehauf hatte etwas von der Art einer guten, betulichen Mutter an sich. Er war ein Mann von altem, biederen Schlag; sein ganzes Wesen strömte Offenheit und Herzlichkeit aus. Brüggemann, der Vater seines Schwiegersohns, ein Kamerad aus der gemeinsam verlebten aktiven Dienstzeit, war mit ihm seit drei Jahrzehnten eng befreundet und nun seit einigen Jahren auch verwandt. Es hatte nahe gelegen, daß die Tochter Schlehaufs und der junge Kurt Brüggemann einmal ein Paar werden würden. Nicht etwa, daß diese Ehe nur einer sentimentalen Regung und Anregung der alten Freunde entsprungen wäre, um die Familienbande fest und traditionell zu verankern! Nein, bei dieser Verbindung war wirkliche Zuneigung der beiden Partner ausschlaggebend gewesen; dann aber auch die vernünftige bürgerliche Anschauung, daß die äußeren Verhältnisse beider Parteien gut fundiert seien und sich miteinander in Einklang bringen lassen müssen. Schön; das war hier der Fall gewesen. Hilde Schlehauf bekam eine ansehnliche Mitgift und Kurt Brüggemann das Seinige. Somit konnte die Firma Schlehauf Tuchfabrik Cottbus in die Firma „Schlehauf und Brüggemann" umgetauft werden. Kurt Brüggemann wurde der Direktor; Richard Schlehauf zog sich von den Geschäften dieser Firma völlig zurück und leitete von jetzt an nur noch seine Verkaufsfiliale en gros und en detail am Halleschen Tor in Berlin.

Schlehauf war an ein Mietauto herangetreten und half dem Dienstmann beim Unterbringen der Koffer.

„Weißt du, warum dieser dumme Junge, der Otto, nicht mit zur Bahn kommen wollte, um dich abzuholen?" fragte Schlehauf lachend. „Weil wir immer noch kein Auto haben. Man müsse sich ja schämen, Besucher von der Bahn abzuholen, meinte er, wenn man nicht mal einen eigenen Wagen habe. Also weißt du, die heutige Jugend hat Bedürfnisse und Anschauungen, da komme ich einfach nicht mehr mit. Man sucht gewissermaßen sein eigenes Dasein zu entschuldigen und wird ganz kleinlaut, wenn man die jungen Herrschaften so selbstbewußt und vornehm auftreten sieht."

„Ja", entgegnete Brüggemann trocken, „das können sie sich auch leisten. Die Alten haben das Geld verdient, damit die Jungen das Rückgrat zu ihrem sicheren Auftreten haben."

Seite an Seite mit seinem alten, lieben Freund, wurde Brüggemann allmählich wach, warm und gesprächig.

„Oder sollte es vielleicht so sein, daß Otto dein Geschäft auf ungeahnte, moderne Höhe gebracht hat und dir jetzt das Geld scheffelweise ins Haus fließt?"

In der Frage Brüggemanns lag unverhohlene Ironie, wußte er doch, daß Schlehauf mit seinem Sohn als Arbeitskraft wenig Glück hatte. Der kostete den Vater mehr Geld als er verdiente; fühlte sich wohler in Vergnügungslokalen und auf Rennplätzen als im Bureau des Tuchverkauf en gros und en detail „Richard Schlehauf & Sohn" in der ersten Etage eines Eckhauses am Halleschen Tor, wohin ihn sein Vater als Prokurist und Korrespondent beordert hatte.

„Ja, da hapert es leider", seufzte der alte Schlehauf. Von der Arbeit will er nicht viel wissen. Das heißt, er hat so seine Ansichten über den modernen Geschäftsbetrieb. Das alte, solide System, sagte er, habe wohl seine Vorzüge, aber heutzutage komme man damit nicht weit. Heute heiße es vor allem Reklame machen und repräsentieren und alles amerikanisch aufziehen. Das ganze Volk sei proletarisiert und verarmt und man könne nur noch in den vornehmsten Gesellschaftskreisen Geschäfte machen. Angeblich ist er darum bemüht, in den ersten Kreisen eingeführt zu werden. Das allein könne Geld ins Geschäft bringen. „Vorläufig", schloß Schlehauf mit leidender Miene, „bringt er mir jedoch mehr Geld aus dem Geschäft heraus als hinein."

Das Auto hielt. Die festlich erleuchteten Räume der Schlehaufschen Privatwohnung empfingen den so seltenen und geehrten Gast. Alles glänzte neu gescheuert und geputzt. Die rundliche Frau Schlehauf versicherte zwar auf eine Bemerkung Brüggemanns hin, daß sie sich keine „besonderen Umstände" gemacht habe, aber der Gast sah doch auf den ersten Blick, daß hier bis in die letzte Stunde hinein mit unerhörtem Aufwand an Energie, Wasser und Seife gearbeitet worden war. Ja, da würde man sich doch auch nichts nachsagen lassen. In diesem Punkt war sich Mina, die in Diensten Schlehaufs ergraute Hausangestellte, mit ihrer Herrin vollkommen einig, was sonst nicht oft der Fall war. Welche Aufregung hatte es verursacht, als vormittags unverhofft das Telegramm mit der Besuchsankündigung Brüggemanns aus Breslau eintraf. Doch nur ein Viertelstündchen wurde lamentiert und gezetert; dann aber traten Besen, Wassereimer und Staubsauger mächtig in Aktion. Der Geruch von Bohnerwachs, Terpentin und Schmierseife lag noch im Hause, als Papa Schlehauf mit dem Gast die Wohnung betrat.

Merkwürdig, wie behaglich sich Brüggemann in diesem engen, kleinbürgerlichen Milieu fühlte. Ihm war, als ob er hier in Güte und Herzlichkeit bei lieben Menschen geborgen sei; als ob er, in der Bequemlichkeit des altmodischen, ausgepolsterten Armstuhls versinkend, allen Wust seines nervenaufpeitschenden Existenzkampfes in sich begrabe, und als ob die Welt seiner Kämpfe und seines von unsichtbaren Feinden ständig bedrohten Herrscherpostens in Bad Klingenmoos hinter ihm wie trüber Dunst zerrinne.

Unverrückbar blieb in diesen Wänden die gute alte Zeit stehen. Er betrachtete eingehend die Familienbilder im altmodischen Rahmen, den vielfach verschnörkelten Spruch: „Wo Glaube, da Liebe" über der Tür, die schwer vergoldete Uhr unter dem Glasgehäuse, welche von den Rücken zweier Jünglinge getragen wurde, die kitschigen Nippfiguren auf Vertikow und Etageren und die gemalten Engel auf

Glas an den Fensterscheiben, deren sehr wenig engelhafte, fleischige Körperlichkeit sich auf einer blumigen Wiese herumtollend und Schmetterlinge fangend erging.

„Wir können uns eben von unserem alten Gerümpel nicht trennen", sagte Mutter Schlehauf entschuldigend, als sie die Aufmerksamkeit ihres Verwandten für die Familienkleinodien gewahrte. „Hedwig macht zwar immer abfällige Bemerkungen darüber und gar Otto nennt die ganze Einrichtung „schamlos kitschig", man könne keinen anständigen Christenmenschen in die Wohnung führen und ihm zumuten, diese verstaubte Luft aus dem vorigen Jahrhundert einzuatmen — aber wir sind nun mal altmodisch und können uns auf die neue Zeit nicht umstellen."

„Na, etwas mehr Rücksicht nehmen könntet ihr schon", meinte Hedwig, die eben das Abendbrot auftrug. „Ich bin überzeugt, daß es Otto nur darum an Sinn für häusliches Familienleben fehlt, weil ihr euch engherzig weigert, unser Heim so zu gestalten, daß sich auch zivilisierte Menschen darin wohl fühlen!"

„Nun, ich fühle mich auch wohl bei euch", erwiderte Brüggemann in bester Laune und legte seinen Arm um das hübsche, in Gesundheit blühende Mädchen. „Und du wirst doch nicht etwa behaupten wollen, ich sei ein unzivilisierter Mensch?"

„Ja, Onkel, das ist etwas anderes", lachte Hedwig. „Ganz nett, wenn du von deiner hochfeudalen Wohnung in Klingenmoos mal in son trautes Heim reinguckst, aber diese romantische Neigung würde dir wohl vergehen, wenn du für die Dauer in solcher Umgebung hausen müßtest."

Der Onkel wurde wieder ernst. „Ich weiß nicht", sagte er sinnend, „vielleicht doch nicht ..."

Zum Abendbrot gab es Bratkartoffeln und Würstchen mit Kraut; auch belegte Brote. Dazu Berliner Weiße „mit Schuß". Brüggemann erinnerte sich auf einmal, daß er eigentlich seit zehn Stunden nichts mehr gegessen habe. Wahrhaftig, er mußte, mit ernsten Gedanken beschwert, ganz vergessen haben, etwas zu sich zu nehmen. Er verspürte mächtigen Hunger und hieb kräftig in das derbe, norddeutsche Essen ein.

Als Mutter Schlehauf zum Nachtisch die gerollten Gottbuser „Blinzen" brachte, ihre Spezialität, — erschien Otto, der Sohn des Hauses.

„Welche Freude", rief der alte Schlehauf, „daß unser lieber Sohn uns sogar mal abends die Ehre seines Besuches zuteil werden läßt."

„Die Ehre gilt in erster Linie unserem hohen Gast", sagte der junge Herr höflich und begrüßte Brüggemann etwas überlaut: „Ich werde doch nicht so ungezogen sein, ihn bei seiner Ankunft nicht willkommen zu heißen!"

Er machte noch ein paar höfliche Phrasen und gab dann die Erklärung ab, daß er einen „rechtschaffenen Hunger" habe. Es wurde also für ihn nachserviert.

„Na, was hast du denn Rechtes geschafft, daß du solch einen rechtschaffenen Hunger hast?" fragte der Vater gutmütig-spöttisch.

„Ich weiß schon, wie du das meinst", entgegnete Otto gereizt. „Du bist der Ansicht, man müsse zehn Stunden lang seinen Hosenboden am Drehschemel abreiben, um den Nachweis vollwertiger Leistung zu erbringen. Aber es hieße Eulen nach Athen tragen, dich davon überzeugen zu wollen, daß der Erfolg nicht an die mickrige Arbeit, sondern an das Können, an die persönliche Initiative gebunden ist. Lieber Onkel, ich wende mich händeringend an dich, nimm mich gegen den kleinlichen Krämergeist meines Chefs, des Herrn Schlehauf sen., in Schutz und gib dein unparteiisches Urteil ab: bin ich mit meiner Auffassung im Recht oder nicht?"

Wie der junge Mensch dies vorbrachte, war so drollig, daß ihm die Tischgesellschaft heiter zustimmte.

„Nun, es käme auf die Beweise des Könnens und der persönlichen Initiative an, und welche Früchte sie zeitigten", sagte der Onkel vorsichtig und die Entscheidung auf die gestellte Frage offen lassend, um nicht für den einen oder anderen Partei ergreifen zu müssen.

Otto Schlehauf lächelte triumphierend, indem er seine Brieftasche hervorzog und ihr ein Schriftstück entnahm.

„Hier, du kannst doch Englisch. Dieser Brief kam mit der letzten Post von Newton Brothers in London; er enthält eine Bestellung in der Höhe von 450 Pfund gleich 9000 Reichsmark."

„Was, es ist dir gelungen ...?" fragte der alte Herr freudig überrascht und noch ungläubig.

„Ja, es ist mir gelungen und zwar dank meiner Initiative und meiner persönlichen Beziehungen. Ich habe den Viscaunt of Welltown auf dem Rennplatz kennen gelernt, der Einfluß und Geschäftsverbindungen bei den Newton Brothers hat. Und da ist eben die Sache geschaukelt worden. Es kostet mich natürlich ne Stange Geld, denn umsonst ist der Tod und gerade mit solchen feinen Herrn darf man nicht feilschen ... Aber die Hauptsache ist, wir haben das Geschäft gemacht, und ich habe dir wieder mal bewiesen, daß meine Theorie die richtige ist: besser einen großen Herrn bei Austern und Sekt schröpfen, als drei Fässer Tinte für ein kleines Geschäft verspritzen."

Es lag klar zu Tage: Otto war mit seiner „Theorie" im Recht, und in diesem Augenblick seines höchsten Triumphes wäre es geradezu frevelhaft gewesen, daran auch nur im geringsten zu zweifeln. So ließ man ihn denn seine Siegesfreude voll auskosten. Der Vater gab einige Worte der Anerkennung von sich, der Onkel hüllte sich in ehrfürchtiges Schweigen der Zustimmung. Mutter und Tochter aber schauten den jungen Mann, der auf dem Felde der Ehre sich so tapfer und erfolgreich geschlagen hatte, voll Hochachtung an. Man konnte gar nicht anders als stolz sein auf diesen Jungen! In der Tat, wie ärmlich und kleinlich waren manchmal das Gerede und die Vorwürfe des alten Herrn über seinen Sohn. Die Frauen würden aber von jetzt an bestimmt nichts mehr auf ihn kommen lassen! —

Schlehauf jr. war so gnädig und leutselig gestimmt, daß er nach dem Essen sich sogar herbeiließ, mit den beiden Damen Halma zu spielen.

Die beiden alten Herren zogen sich indessen „auf eine Zigarre" ins Herrenzimmer zurück. (Fortsetzung folgt.)

Enttäuschung in der Ehe.

Das Sich-nicht-fügen-wollen, das Nicht-Opfer-bringen-wollen, der stark hervortretende Egoismus und der schwer empfundene Mangel am Recht auf eigene Persönlichkeit haben ihren Ursprung in der gleichen Quelle, wie die Emanzipation, die ganze Frauenbewegung und alle Revolutionen. Sie hat die Aufklärung zum Vater, und zur Mutter die soziale Not. Ursache sind die Errungenschaften des Vernunftzeitalters, — daher die Verflachung des Geistes- und Seelenlebens. — Wie sollten wir Frauen davon unberührt geblieben sein! Die Männer haben nicht viel dazu beigetragen, daß die Auffassung über die Ehe eine bessere würde. Es ist Tatsache, daß die Frau in der Ehe sich selbst ganz aufgeben muß. Wenn sie eine Persönlichkeit ist, die einen ihr ebenbürtigen Gatten sucht und nur einen Tyrannen findet, wird sie eben enttäuscht sein. Der gute Ehemann ist der, welcher in seiner Lebensgefährtin nicht nur eine tüchtige Wirtschafterin haben will, sondern den „einzigen Menschen", der zu ihm paßt und der ihn zu ergänzen und auszufüllen vermag. Dieses Finden beruht auf einer natürlichen körperlichen Anziehung, ohne die es keine dauernde Liebe gibt. Ursache der Enttäuschung in der Ehe ist meist das Fehlen dieser instinktiven natürlichen Verbundenheit. Man heiratet heute mehr, um sich wirtschaftlich besser zu stellen, und vergißt dabei ganz, daß der Kern der wahren Ehe auf einem ganz andern Gebiete liegt. Anny Mosimann.